

**Zeitschrift:** Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen  
**Band:** - (1944)

**Artikel:** Der Hotterer : Erzählung aus dem 15. Jahrhundert  
**Autor:** Kessler, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-947875>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## DER HOTTERER

*Erzählung aus dem 15. Jahrhundert von Adolf Keßler*

Die Stadt St.Gallen war reich und überall wohl angesehen. Sie strebte darnach, ihren Besitz zu erweitern. Als Mittel dazu dienten ihr Kauf und Pfandschaft sowie die Aufnahme edler Geschlechter in ihr Bürgerrecht. Die noch in jugendlichem Alter stehenden adeligen Herren Ulrich, Freiherr zu Sax, und dessen Bruder erhielten das Bürgerrecht in der Steinachstadt. Dem Mitbürger Lipfrid Mötteli kaufte man nachher um etliche tausend Gulden die Herrschaft Forsteck ab. „Daruf“, so meldet Vadian, „min herrn ainen vogt dahin verorndtend, hieß Hainrich Zili. Dem tatend die biderben lüt, die aigen warend, ainen sölichen aid, daß si ainem burgermaister undrat der stat zu St.Gallen als irem libherrn schweren soltend, wie von alter harkomen ist, namlich rent und gült, stür und zins, tagwan und vasnachthüener, väll und gläß wie von alter hargeben soltend und weltend ouch obgenantem burgermaister und rat zu St.Gallen und iren vögten und amptlütten gerichten, zwingen und bennen und allen geboten gehorsam und gewärtig sin.“ Der begüterte Lipfrid Mötteli strich die Kaufsumme schmunzelnd ein, und als er vernahm, wie willfährig sich die biderben Leute zu der Lieferung der althergebrachten Renten und Gülten, Steuern und Zinse, Tagwen, Fastnachthühner usw. gezeigt hatten, lächelte er schlau vor sich hin.

„War der Hans Beck, der Müller aus dem Sennwald, genannt Hotterer, auch bei der Huldigung?“ fragte er so nebenbei den Bürgermeister Othmar Schlaipfer, als ihm dieser beim Abendtrunke Bericht über die Eidleistung erstattete. —

„Nein“, antwortete der Ratsschreiber, der neben dem Bürgermeister an dem Eichentischchen im Erker saß, „der Genannte war an jenem Tage abwesend. Wir werden ihn aber hierher zitieren, daß er sich vor dem Rate gebührend entschuldige.“

Dann nahm das Gespräch eine andere Wendung. „Die Stadt hat mir mit der Herrschaft Forsteck auch meinen Feind abgekauft“, dachte Mötteli und ließ sich von der Wirtin den Becher ausnahmsweise noch einmal mit edlem Bernegger füllen. Der Hotterer hatte ihm durch Halsstarrigkeit und böse Reden schwere Sorgenstunden

bereitet. Nun war er des langjährigen Widersachers, säumigen Schuldners und Querulanten auf einmal los. „Mögen nun Bürgermeister und Rat samt dem Vogt Zili mit ihm herumtrölen!“ sagte er zu seiner Ehefrau, als er in sein Heim an der Spisergasse zurückkehrte. „Hotterer war Lipfrid Möttelis vigend (Feind) worden, und kouftend min herren mit der herschaft den vigend ruch an sich“, lautet die Randbemerkung in Vadians Chronik.

Einige Wochen nach der Eidleistung wurde in der Stadt der Gallijahrmarkt abgehalten. In buntem Gewoge drängte sich die Menge durch die Gassen. Männer und Jungburschen trugen die Wehr zur Seite, Säbel oder Degen, je nach Stand und Vermögen. Die Klinge saß locker in der Scheide; denn das Landvolk jener Tage „war zu Raufereien sehr geneigt. Die allgemeine Gewohnheit, immer eine Waffe bei sich zu führen, und der Nationalcharakter, jedem Kriege, der entstund, nachzulaufen, trug sehr viel dazu bei.“ So hatten denn die Stadtknechte hie und da einzuschreiten, die Streitenden bei diesem oder jenem Krämerstande zu trennen, daß es nicht mit schweren Wunden, sondern nur mit blutenden Nasen und nußgroßen Beulen ablief. —

Der Hotterer hatte die Vorladung vor den Bürgermeister erhalten und erschien in St.Gallen, ihr an diesem Jahrmarktstage Folge zu leisten. Er zeigte sich geschmeidig und brachte seine Verantwortung mit unterwürfigen Redensarten vor, so daß der gestrenge Herr glaubte, es mit einem der willigsten Untertanen zu tun zu haben, den man nur so um den Finger wickeln könne, wenn man ihn mit Liebe und Nachsicht behandle. Sein Vertrauen wuchs im Laufe der Unterredung derart, daß er ihn beauftragte, für den Vogt Zili ein versiegeltes Päckchen, enthaltend den Betrag von dreitausend Gulden, mitzunehmen. Der Hotterer versprach pünktliche Übergabe, schob das Paketlein in die innere Seitentasche seines zwilchenen Kittels und entfernte sich mit vielen Bücklingen und Reverenzen. Er war trotz seines eigensinnigen und streitsüchtigen Charakters ein ehrlicher Mann und gedachte das anvertraute Gut getreulich abzugeben. Die mit magistraler Würde, aber doch freundlich gesprochenen Worte des Stadtoberhauptes freuten ihn, und er hoffte, die Zwistigkeiten, welche zwischen ihm und Mötteli geherrscht, zu seinem Vorteil beilegen zu können. Hatte ihm Mötteli das Wasserrecht zur Mühle absprechen wollen, sah er dasselbe unter der neuen Herrschaft für alle Zeiten bereits urkundlich mit Unterschrift und Siegel gesichert. Frohen Mutes

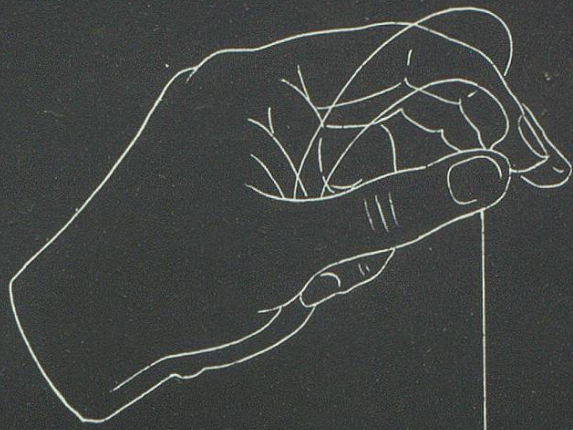
bewegte er sich deshalb durch das schauende, marktende und lebhaft redende Volk, das an diesem sonnigen Nachmittag von allen Seiten her in die Stadt geströmt war. Langsam und behaglich musternnd, was rechts und links in Gewölben und an den Ständen feilgeboten wurde, lenkte er seine Schritte nach der Metzgergasse, um beim Wirte zum „Goldenen Schäfli“, wo er bei seinen Besuchen in der Stadt jedesmal einkehrte, sich an einem frischen Trunke und einem kräftigen Bissen zu laben. Die weite Wanderung zu Fuß über die Berge und über das Appenzellerland hatte ihm Hunger und Durst verursacht, und weil auf dem Rathause gegen Erwarten alles so gut verlaufen war, wollte er sich die leibliche Stärkung bei Speise und Trank von Herzen gönnen.

Die Wirtsstube im „Goldenen Schäfli“ war voll zechender Gäste, Bauern aus dem Fürstenlande und deren Frauen und Töchtern, Webern aus dem Appenzellerlande, die das fertige Wupp Leinwand zu Markte gebracht hatten und sich nun beim Länglersaft, der so angenehm auf der Zunge prickelte, bei Käse und Brot gütlich taten. In einer Ecke am Ofentischchen saß der Müller Laurenz Thalhofer. Die allgemeine Fröhlichkeit kümmerte ihn wenig; denn er war von Sorgen geplagt. Das Stockamt der Stadt St.Gallen hatte ihm das Kapital von zweitausend Gulden, das schon von den Großeltern her auf der Mühle lastete, gekündet, weil er sich mit den Zinsen seit zwei Jahren im Rückstande befand. Vergeblich hatte er heute den Seckelmeister Christian Studer gebeten, die Kündigung, die für ihn den Untergang bedeutete, zurückzunehmen. Alles Bitten war vergeblich gewesen; alle Vorstellungen hatten nichts genützt. Traurig hing er in der fröhlichen Menge, wo sich alles gegenseitig zutrunk, alles durcheinanderrief, lärmte und lachte, seinen düsteren Gedanken nach. Das Glück war wie der Sonnenstrahl, der den Fittich eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, verschwunden. Gleich einer finstern Wolke lag die Zukunft vor ihm. Zudem hatte er vor einem Jahre dem Haldenhofbauer, einem entfernten Verwandten seiner Familie, achthundert Gulden geliehen. Als er nun den landläufigen Zins forderte, bestritt der Vetter die Schuld. Umsonst suchte Thalhofer das Pergamentlein, auf dem sich der Schuldner mit Unterschrift zu obiger Summe bekannte, in Kästen und Trögen und in der großen Schublade des Eichentisches droben in der Firstkammer, wo er seine Schriftstücke verwahrte. Es war nirgends aufzufinden, so daß sich der Haldenhöfler daranmachen konnte, ihn dem ganzen Dorfe als

einen Mann zu verschreien, der von andern Leuten, welche ihm keinen Heller und Pfennig schuldig seien, ungerechterweise Geld verlange. Er fühlte sich deshalb unangenehm berührt, als ihm der Hotterer auf einmal auf die Schulter klopfte und ihn aus seinem Sinnen herausriß. Die beiden kannten sich als Berufsgenossen schon seit Jahren. Auf dem Fruchtmarkte zu Rorschach, wo sich die Müller von weit umher jeweilen Donnerstags zusammenfanden, hatten sie sich schon öfters getroffen und ihre Erfahrungen über „Schläg und Läufe“ ausgetauscht. Es dauerte denn auch heute nicht lange, so waren sie in ein ernsthaftes Gespräch verwickelt. Ohne auf die andern Tischgenossen zu achten, unterhielten sie sich über die Getreidepreise. Ihre Kleidung machte sie allen Zechgenossen als Müller kenntlich. Weil dieser Stand ehemals im Mittelalter zu den nicht makellosen gezählt wurde, da man ihm jene mit dem Namen „Moltern“ bezeichnete Handlungsweise zuschrieb, mittels welcher sich die Müller ungebührliche Anteile des ihnen anvertrauten Getreides anzueignen verstanden haben sollen, so hatte sich im Volksmunde diese Überlieferung in jenes laufende Jahrhundert erhalten und zu Spottversen und bösen Anspielungen verdichtet, die nun heute in der Wirtsstube in der Metzgergasse zu boshaften Neckereien von seiten der bereits etwas angetrunkenen Menge führten. –

„Mein ältester Bub, der Benedikt, will ein Kleriker werden. Er hat einen guten Kopf und ist von unbescholtener Herkunft. Als er sich droben im Kloster zum Studium meldete, fragte man ihn, ob sein Vater kein Müller sei; denn schon zu den Zeiten, als noch Kaiser Karl der Große den Reichsapfel in den Händen hielt, waren die Müllersöhne von allen geistlichen Ämtern und Würden ausgeschlossen“, log und prahlte am andern Tische der Remigi Forster aus Mettendorf, indem er auf die beiden Müller zeigte. Spottlust und Trunkenheit glitzerten aus seinen grünen, falschen Äuglein. Der ihm zur Seite sitzende Kolumban Bischof von Grub, ein ebenso großmauliges wie giftiges Leinenweberlein, dem Streit und Händel ein Genuß waren, zwinkerte ihm verständnisvoll zu, stieß mit ihm an und rief: „Recht habt Ihr, Schelme und Betrüger sind die Müller allesamt, so weit sie die Haut anrührt. Darum müssen sie bei uns im Rorschacher Amt von alters her die Galgenleitern liefern.“

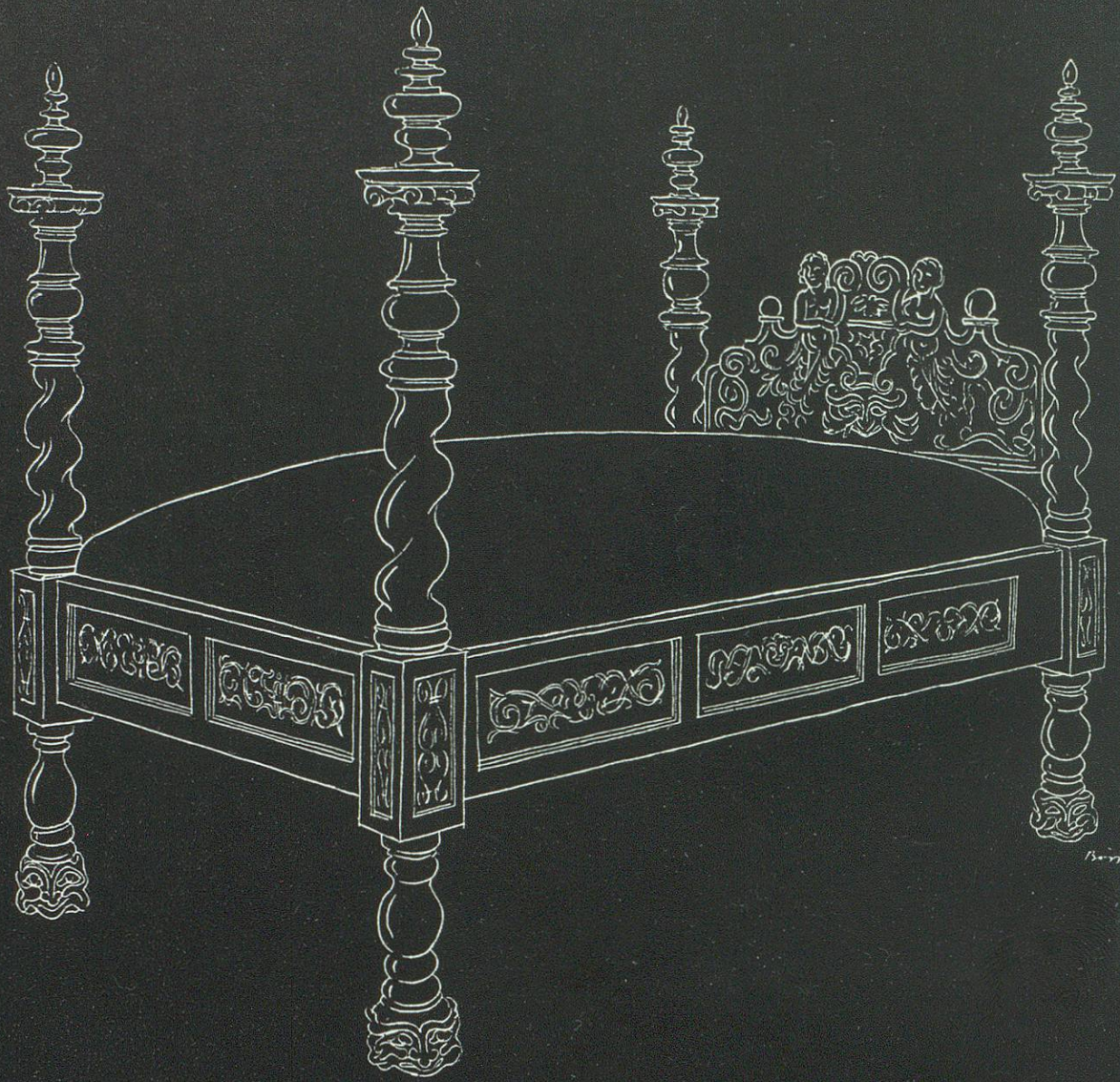
„Bst, bst!“ mahnte der Schäflwirt, „ich will keine Streithändel.“ Seine Warnung fachte aber das glimmende Feuerlein erst recht an. Es fraß in der Gesellschaft schnell weiter um sich, und das um so mehr,



*Kredit hilft aufbauen*

S T . G A L L I S C H E  
C R E D I T A N S T A L T  
S T . G A L L E N





*Kultur umfaßt die Werte der Erziehung und  
Bildung, des Erlernten und Erlebten; nicht  
zuletzt aber auch diejenigen der Umgebung!*

*Bardye* **B** *Schmid*

HANDWERKMÖBEL

ST. GALLEN

weil der Hotterer und Laurenz Thalhofer es nicht zu beachten schienen, sondern in ihrem halblauten Zwiegespräche eifrig weiterführen.

„Wie mached's denn die Müller?  
So mached sie's!  
Sie beted's Vaterunser,  
Das halbe Chorn ist unser,  
So mached sie's“,

grölte der Schielegli, ein Weber aus dem Schönengrund. „So mached sie's, ja, so mached sie's“, sang voll Spottlust die ganze Wirtschaft. Nun schaute der Hotterer endlich auf. Sein vor Zorn gerötetes Angesicht bewies, daß ihm keine einzige der gefallenen Spottreden entgangen war. Wie eine Furie schnellte er von seinem Sitze empor, sprang auf den Schielegli los, packte ihn an der Gurgel, und mit den Worten: „Dir will ich jetzt die Mühle stopfen“, begann er mit der Faust auf ihn einzuhauen. Im Nu entbrannte ein wilder Streit mit Fluchen, Herumzerren, Stoßen und Schlagen. Der Schäfliwirt wollte abwehren. Er erhielt einen Fußtritt in die Magengegend, daß er hinter den Ofen flog und dort ohnmächtig liegen blieb. Laurenz Thalhofer war ruhig sitzen geblieben. Als sich der Hotterer von der Bank aus zum Angriffe über den Tisch schwang, war ihm ein versiegeltes Päcklein aus der Tasche geflogen und auf den Boden gefallen. Thalhofer hob es hastig auf und steckte es unbemerkt zu sich. „Auch du bist ein Müller und vor der Mühle, mitten in der Mühle und hinten in der Mühle der gleiche Schelm“, drang ein Bauer aus der Steinacher Gegend auf einmal auf ihn ein und riß ihn am Kittel. Er kam aber an den Unrechten. Thalhofer erhob sich, knickte der nächststehenden Stabelle ein Bein ab und begann auf die Menge einzuhauen. Alles kehrte sich nun gegen ihn und ließ den Hotterer frei. Dieser benützte die Gelegenheit, raffte sich vom Boden auf und suchte schleunig das Weite. Mit seiner körperlichen Größe und seiner gewaltigen Körperkraft, wie sie allen Thalhofern eigen war, hatte der Müller im Goldbach innert kurzer Zeit die Stube vollständig geräumt und sah sich als Sieger auf dem Schlachtfelde. Er zog den Schäfliwirt aus dem Ofenwinkel hervor, setzte ihn auf die Bank und bezahlte der Wirtin die Urte. Scheinbar stolz und aufrecht schritt er von dannen. Als ein Ehrenmann vor sich selbst hatte er die Wirtschaft betreten, als ein starker Mann wurde er in ganz St.Gallen gepriesen; innerlich geknickt,

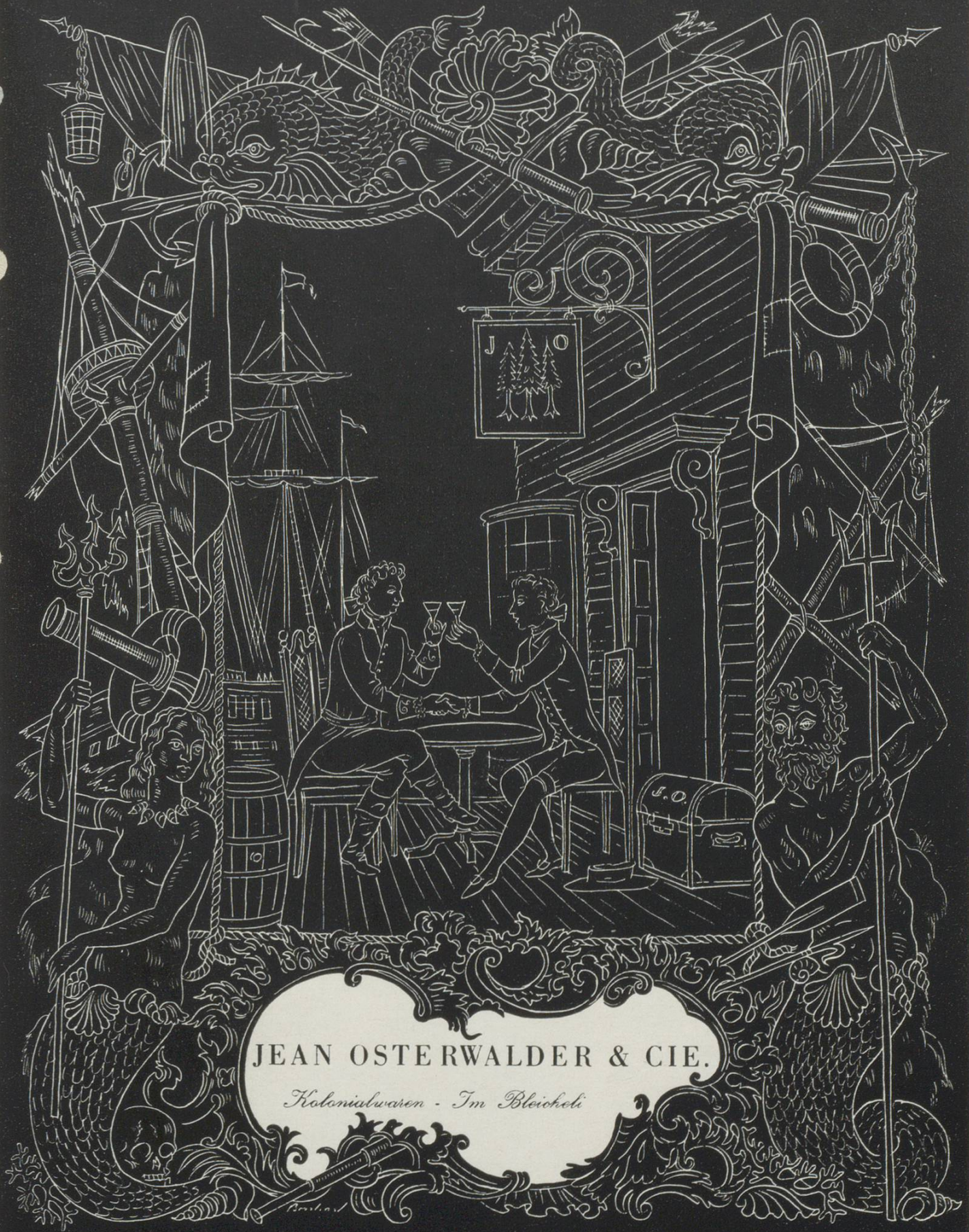


als ein Mann, der mit der Verheimlichung des Fundes den Weg der bösen Tat betreten hatte, kehrte er am Abend nach Hause zurück. —

Eine Stunde nach der stattgehabten Schlägerei war im „Goldenen Schäfli“ die Schenkstube abermals gefüllt mit zechenden Gästen. Der Wirt hatte sich wieder erholt. Er schenkte fleißig ein, und rühmend erzählte er allen Neuankommenden, wie der Thalhofer dreingefahren sei wie ein wütender Urochse und wie der Hotterer, den man im ganzen Rheintal als Streithahn kenne, seine gehörige Tracht Prügel empfangen habe, so daß er noch lange an den St.Galler Jahrmarkt denken werde. In diesem Augenblicke erschien der wieder, von dem er redete. Verstörten Angesichts meldete der Hotterer, es sei ihm bei der Rauferei ein Päcklein mit dreitausend Gulden abhanden gekommen. Man suchte auf dem Boden und in allen Ecken. Es war nichts zu finden. Dann lachte man ihn aus und sagte, er behaupte das nur, um seine Niederlage zu bemänteln. Als er aber eindringlich auf dem Worte bestand und verlauten ließ, er habe nicht geglaubt, im „Goldenen Schäfli“ in ein Haus hineingekommen zu sein, wo man ehrliche Leute um ihr Eigentum bestehle, brannte der Wirt auf und schrie: „Hast du vorhin noch nicht genug auf deinen Lügenpelz bekommen, so soll's jetzt geschehen. Ich lasse mein Haus keine Schelmenherberge schelten!“ Wieder flogen die Hiebe hageldicht auf den Hotterer hernieder, und schon im nächsten Augenblick stand er blutend und mit zerrissenen Kleidern drunten in dem engen Gäßchen. Er eilte davon und meldete seinen Verlust bei dem Bürgermeister, konnte aber auf ernstliches Befragen nicht mit Sicherheit angeben, daß er das Päcklein im „Goldenen Schäfli“ verloren habe, und wußte auch nicht, ob es ihm im Marktgewühle entwendet worden sei. „Hans Beck, Ihr müßt aus Euerem eigenen Vermögen den Schaden gutmachen“, lautete der Bescheid. „Übrigens werde ich den Henseler (Marktaufseher) beauftragen, in der ganzen Stadt auszuschellen und auszurufen, daß dreitausend Gulden verloren worden seien.“ — Das geschah denn auch; aber niemand meldete sich als redlicher Finder. —

\*

Der Müller zu Sennwald, Hans Beck, genannt der Hotterer, befand sich schon seit Jahren in einer schlimmen Lage. Von Natur aus recht-haberischen und streitsüchtigen Charakters, wodurch er es mit allen seinen sonst so ruhigen und friedlichen Nachbarn verdarb, machten ihn Geldbedrängnisse immer knorriger und bösertiger. Er sah nach



JEAN OSTERWALDER & CIE.  
*Kolonialwaren - Im Bleichhof*

*Wenn schon wenig, dann wenigstens  
den feinen Kaffee PLANTA*



*Das Kleid ist das zweite Gesicht!*

**GEBH. LORENZ & CO. ST. GALLEN**

HERREN- UND DAMENKONFEKTION

KUGELGASSE 7

und nach in jedem Menschen, der nicht seine Meinung teilte, einen Verfolger, gegen den er mit der scharfen Wehr seiner verleumderischen Zunge loszog. Mit dem reichen Lipfrid Mötteli, dem Eigentümer der Herrschaft Forsteck, der ihm nicht nur das Wasserrecht für die Mühle, sondern auch das Mühlenrecht selber bestritt, war er schon seit längerer Zeit in Prozesse verwickelt, die immer zu seinen Ungunsten entschieden wurden und ihn in große Kosten stürzten, infolgedessen er seinen Zahlungsverbindlichkeiten nur mit Angst und Mühe nachkommen konnte. Hagel, Reif und Mißwachs hinderten ihn ebenfalls, wie noch viele seiner Landsleute, die „Anlagen“ zu bezahlen und den Gläubigern nach den Buchstaben der Schuldbriefe den jährlichen Zins zu entrichten. Die Steuern drückten hart, und Viehpresten brachten den Mann in Not und Abhängigkeit. So sah man ihn denn öfters von seinem Heim abwesend. Er wanderte talauf- und talabwärts in die verschiedenen Ortschaften, um bei Bekannten und reichen Bauern Anleihen zu machen und noch mehr Geld auf seine ohnedies schon über den Wert verpfändete Liegenschaft aufzunehmen. Wo man ihn kannte, wurde er rasch abgewiesen; wo man über seine Lage noch weniger unterrichtet war, erfolgte der abschlägige Bescheid jedesmal einige Tage nachher, wenn man bei Lipfrid Mötteli Erkundigungen eingezogen hatte. Erfuhr er das, so ließ er an den Leuten, die ihm nicht entsprochen hatten, keinen guten Faden und verwickelte sich so in immer neue Händel. Seine Mühle stand still und bot das Bild der Verwahrlosung. Die mächtigen Nußbäume, welche dieselbe beschatteten und dem Heimwesen einen hablichen Anstrich gaben, waren längst gefällt und zu Geld gemacht worden. Um das Unglück noch schrecklicher zu gestalten, starb seine wackere Frau, seit vielen Jahren eine stille Dulderin. Sein einziges Kind, das vierzehnjährige Töchterlein Marie, blieb meist sich selbst überlassen und wußte oft kaum, wo es das Essen hernehmen sollte.

Auf einmal verbreitete sich im Werdenbergischen die Kunde, Lipfrid Mötteli habe die Herrschaft Forsteck an die Stadt St.Gallen verkauft. Wie von einem Alp befreit, atmete der Hotterer auf. Nun mußte sich das Geschick wenden; denn unmöglich konnten die reiche Stadt und der Vogt Heinrich Zili so unbarmherzig und rücksichtslos gegen ihn verfahren wie ihr Vorgänger. Gingen ihm Stadt und Vogt an die Hand, so war Hoffnung vorhanden, das Heimwesen nach und nach wieder emporzubringen. Demütig stellte er sich dem Vogte vor, fand aber in ihm einen harten und von Mötteli ungünstig beeinflussten

Mann. Die Plackereien nahmen ihren Fortgang. Der Hotterer verschrie ihn überall als Schelm und Blutsauger. Als man ihn des Jagdfrevels anklagte, wurde er in hohe Buße verfällt. Das wollte er sich nicht bieten lassen, sondern behauptete, das Wild im Wald, die Vögel des Himmels, die Genssen der Berge und die Fische im Waag (das heißt in den Bächen) seien Gemeingut und das Recht auf dieselben dem Volke von den Herren abgestohlen worden. Vogt Heinrich Zili wollte Buße und Steuern eintreiben, verfuhr aber nicht nach Recht und Gesetz, sondern nahm eine der Mühlewiesen in Besitz und machte sich daraus bezahlt. Als nachher der Zins für eine Kapitalschuld nicht zu rechter Zeit entrichtet wurde, hieß der Vogt zwei seiner Knechte „auf Leistung sitzen“, das heißt sie mußten sich im Wirtshause zu Sennwald einquartieren und auf Kosten des Schuldners zechen und zehren, bis die Zahlung geleistet war.

Hotterer wandte sich an die Stadt St.Gallen, wurde aber auch dort abgewiesen. Auch bezüglich des Mühlen- und Wasserrechtes fand er keinen Schutz, sondern mußte sich sagen lassen, er habe keine Briefe und Urkunden und sei ein eigensinniger und unverschämter Mann, den man nächstens aus dem Lande schaffen werde, wenn er es nicht vorziehe, selber das Weite zu suchen, und das noch um so mehr, weil er nicht ausweisen könne, wo die dreitausend Gulden eigentlich hingekommen seien, die man ihm unvorsichtigerweise zur Besorgung an den Vogt Heinrich Zili übergeben habe. Verbittert, eine Hölle im Herzen, kehrte er nach dem Sennwald zurück. Noch einmal siegte der gute Geist in ihm; noch einmal wollte er es mit Bitten und Anhalten versuchen.

Schon am andern Vormittag begab er sich ins Schloß und beehrte mit dem Vogte zu sprechen. Der Knecht, der am Tore stand und dem er sein Anliegen vorbrachte, maß ihn mit hohnlächelnder Miene und sagte hämisch: „Ah, der Hotterer! Ihr wollt dem gestrengen Herrn wohl das Päcklein mit den dreitausend Gulden bringen, das Ihr auf dem Jahrmarkte zu St.Gallen auf so schlaue Weise verloren habt? Ha! ha! ha!“ Der Angeredete, der herausfühlte, daß man ihn als Dieb betrachte, wollte zornig auffahren und dem Beleidiger an die Kehle springen. Mit aller Kraft seines Willens bezwang er sich. Seine Glieder zitterten vor verhaltener Wut, und ein wildes Feuer loderte aus seinen stahlgrauen Augen. Ohne ein Wort zu entgegnen, folgte er dem Bedienten in das obere Stockwerk. Im Gange hingen an den Wänden Hirschfänger und Jagdgewehre. Aus der großen Stube tönte

Becherklang und frohes Gelächter. Der Vogt hatte Besuch von einigen Junkern aus der Stadt, mit denen er am Nachmittag dem Waidwerk obliegen wollte. Während ihn der Diener dem gnädigen Herrn meldete, blieb der Hotterer wartend stehen und horchte. Man schien sich drinnen an der Frühstückstafel eben über das Landvolk zu unterhalten; denn als sich die Türe wieder öffnete und der Diener mit dem Bescheide zurückkam, der edle Herr werde im nächsten Augenblick zu sprechen sein, vernahm er die Worte des Liedes:

„Die Bauern muß man stucken,  
Daß mans kann besser bucken,  
All Jahr muß man sie stucken,  
Dann sind sie bald gebucken.“

Man führte ihn in das Nebenzimmer, wo früher schon Lipfrid Mötteli die Untertanen empfangen und abgekanzelt hatte. Dort an der Wand hing noch dessen Ölbild, das den Gestrengen in Lebensgröße darstellte und den Eintretenden als seinen Feind mit boshaftem Blicke zu mustern schien. Während der Hotterer angstvoll harrte, sagte der Vogt zu seinen Freunden: „Soeben ist einer in meine Schreibstube getreten, den ich nun gehörig stucken und bucken werde, bis er weich wird und um Gnade wimmert.“

„Wer ist's?“ fragten einige Stimmen.

„Der Hotterer ist's, der die dreitausend Gulden am Gallimarkt verloren zu haben vorgab, sie aber ganz sicher unterschlagen hat, um sich ein wenig ‚aus der Krot‘ herauszuhelfen“, war die Antwort.

„So, derjenige, der schon Lipfrid Mötteli das Leben sauer gemacht?“

„Und unserer Stadt zu einem wohlfeilen und einträglichen Besitztum verholfen hat“, ergänzte Vogt Zili und schritt hinüber in die Schreibstube. Er hatte seine hochmütigste Miene aufgesetzt und musterte den Hotterer mit einem kalten Blicke.

„Was wollt Ihr?“ herrschte er ihn mit lauter Stimme an, so daß die Gäste in der Stube jedes Wort verstehen konnten.

„Ich bitte dringlich und inständig, mir das Wasser- und Mühlenrecht zu lassen, wie es meine Väter und Vorväter von jeher innehatten, mir wegen meinen Schuld- und Steuerrückständen noch länger zu warten, mir die Jagdbuße zu schenken, mir die Mühlewiese wieder zurückzugeben und die Knechte zurückzurufen, die im Dorfwirtshaus auf Leistung sitzen. Ich bin ein armer, ruiniertes Mann und bitte untätigst um Milde und Gnade.“

„Ha, ha!“ lachte der Vogt boshaft. „Ein armer, ruiniertes Mann! Wie der Hotterer, dessen böses Maul man im ganzen Lande kennt, auf einmal demütig geworden ist! Haben die dreitausend Gulden, die Ihr mir überbringen solltet, nicht gelangt, um Euch über Wasser zu halten?“

Wie ein Blitz brach es aus des Hotterers Augen, und zornig fragte er: „Herr, was wollt Ihr damit sagen?“

„Was ich damit sagen will? Daß Ihr ein Schelm seid, der den Staupbesen und den Galgen verdient. Ihr habt jenes Päcklein gar nicht verloren, sondern gestohlen.“

„Herr, wagt das noch einmal zu sagen!“ fuhr der Müller auf und trat dem Beleidiger einen Schritt näher. „Ich bin ein armer, geplagter, verfolgter Mann, aber ein Schelm bin ich nicht.“

„Ein Schelm seid Ihr, ein verdammter Schelm. Und nun hinaus mit Euch!“

Ehe aber der Vogt seine Rede vollenden konnte, hatte ihn der Hotterer gepackt und trug ihn trotz alles Sträubens mit überlegener Kraft zum offenen Fenster, um ihn hinunter in die Tiefe zu schleudern.

„Hülfe! Hülfe!“ krächzte der Vogt voll Schrecken und Todesangst.

Die Türe, welche in die Stube führte, wurde auf diesen Ruf hastig aufgerissen, und die Gäste fielen mit ihren Fäusten über den Hotterer her. Das Schauspiel hatte ein anderes Ende genommen, als wie sie es erwartet hatten. Der Hotterer ließ den Vogt halben Leibes unter der etwas engen Fensteröffnung stecken, stieß und rannte drei seiner Widersacher zu Boden und eilte die Stiege hinunter. Dem hochnäsigen Bedienten am Tor, der ihn aufhalten wollte, gab er einen Faustschlag gegen die Schläfe, daß er mit offenem Munde gegen die Mauer taumelte. Bevor die Knechte auf dem Platze erschienen, war der Hotterer entflohen. Schnellsten Laufes ging es über Wiesen und Äcker der Mühle zu. Er wußte, daß er von heute an nicht mehr länger im Lande bleiben könne, sondern schwere Kerkerhaft und vielleicht den Tod unter der Hand des Henkers zu gewärtigen habe, wenn man ihn ergreifen könne. Diesem Verhängnisse wollte er entfliehen. Er nahm sein Töchterlein Marie an die Hand und suchte den Schutz der Bergwälder. Als das Burgglöcklein scheppernden Klanges Sturm läutete und die Bauern von allen Seiten herbeieilten, war er schon in Sicherheit. Das „Stucken und Bucken“, wie sie im Liede in übermütiger Tafelrunde gesungen, war heute den Herren nicht geglückt. —

\*

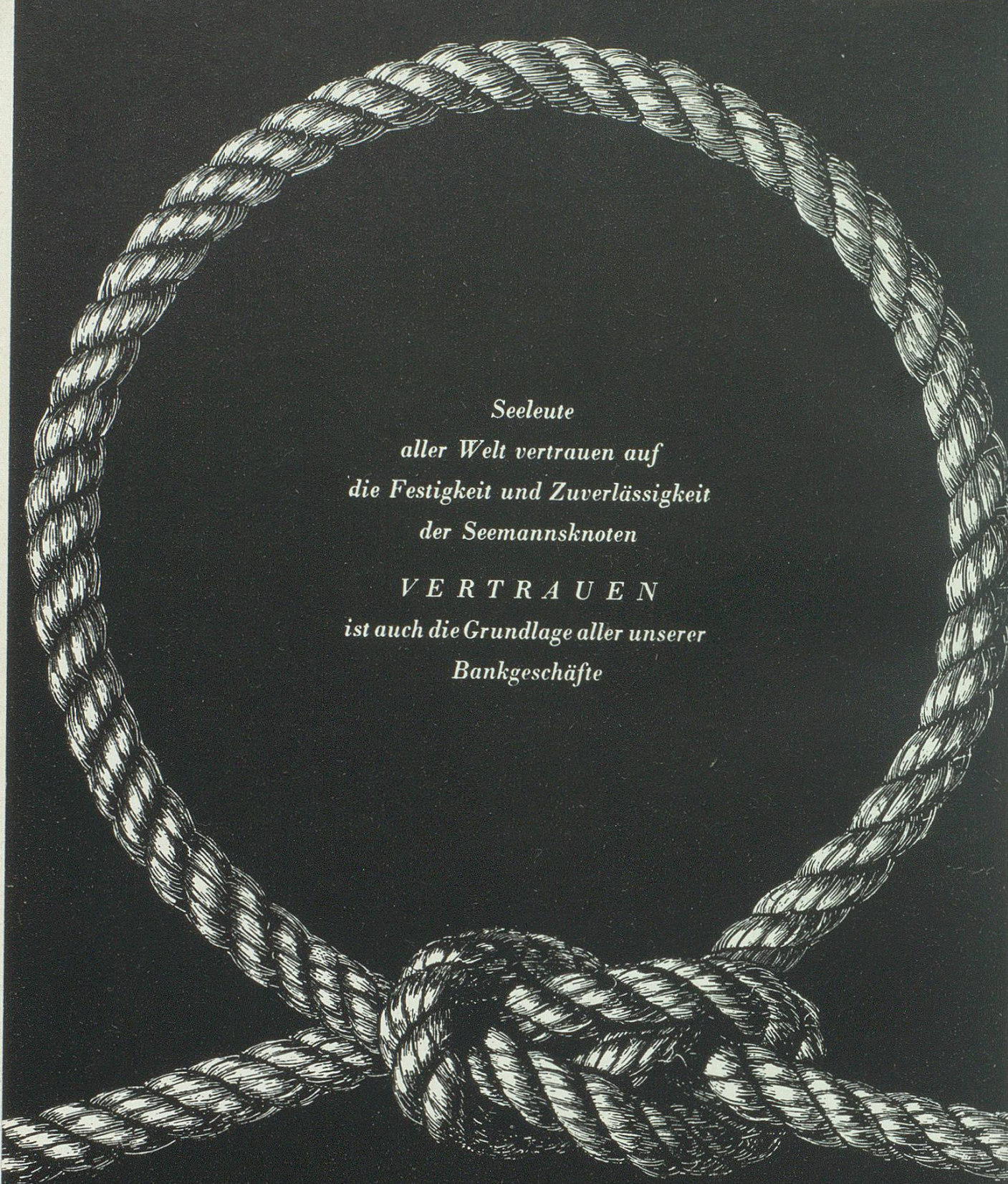


RUTISHAUSER & MONOD AG.  
ST. GALLEN

*Schuhhaus zum Bischoff*

KUGELGASSE 3





*Seeleute  
aller Welt vertrauen auf  
die Festigkeit und Zuverlässigkeit  
der Seemannsknoten*

**VERTRAUEN**  
*ist auch die Grundlage aller unserer  
Bankgeschäfte*

**S T . G A L L I S C H E  
K A N T O N A L B A N K  
S T . G A L L E N**

Der Müller Laurenz Thalsofer hatte dem Seckelmeister Christian Studer die gekündeten zweitausend Gulden zuhanden des Stockamtes pünktlich abbezahlt und damit sein Heimwesen von einer alten Kapitalschuld befreit. Auch seine Einnahmen gestalteten sich wieder besser; denn überall in der Gegend war die Getreideernte gut ausgefallen, und die Bauern kamen von allen Seiten herbei, um in der Mühle am Goldbach ihr Korn mahlen zu lassen. Der Karrer, der alle Wochen bei den weiter entfernten Gehöften umfuhr, kehrte am Abend mit hochgetürmtem Fuder zurück. Alle Gläubiger wurden bei Heller und Pfennig bezahlt, so daß das entschwundene Glück auf einmal wiederkehrte. Nach wie vor galt der Müller, von dessen Geldnöten nichts in die Volkskreise gedrungen war, als ein Mann, hinter den man sich verbergen könne und dem man überall mit hoher Achtung begegnete. Sein Auftreten war selbstbewußt, sein Ansehen groß, sein Wort gewichtig. —

Wie war es aber mit dem Glücke im Herzen bestellt? Darüber hätte am besten Frau Ursula, die Müllerin, Auskunft geben können. Sie fühlte, daß ihren Mann schwere Seelenangst drückte. Ganze Nächte lang konnte er kein Auge schließen, sondern seufzte und ächzte wie ein Kranker, der große Schmerzen leidet. „Was hast du? Was fehlt dir? Bist du krank?“ fragte sie voller Teilnahme. „Mir fehlt nichts. Laß mich in Ruhe!“ wies er sie jedesmal mit kurzen Worten zurück. Sie ahnte, daß er unter Qualen litt, gegen welche kein Tee und keine Tropfen helfen wollten, die sie ihm mit Liebe und Besorgnis aufnötigte. Sie erkannte immer mehr, daß sein Leben, das wie eine helle, sonnenbeschienene Wiesenflur vor ihr lag, einen häßlichen, schwarzen Fleck aufwies, wo anstatt der schönen Blumen ein düsteres Giftkraut wucherte, das immer weiter um sich griff und kein Veilchen, keine fröhliche Anemone und kein Schlüsselblümchen mehr aufkommen ließ. Oft überraschte sie ihn, wie er, der früher so fröhliche Mann, finster vor sich hinbrütete und dann auf einmal mit einem Seufzer auffuhr. Gegen die Kinder zeigte er sich nicht mehr so liebevoll wie früher und schenkte auch ihren Fragen und Spielen keine Aufmerksamkeit mehr. „Es nimmt mich nur wunder, was dich plagt“, fragte sie öfters. „Nichts, nichts!“ wehrte er jedesmal ab und betrachtete sie mit Blicken, vor denen sie erschrak.

„Willst du nicht einmal zum Doktor in die Stadt?“ Höhnisch lachte er auf und entgegnete unwirsch: „Soll er mich vielleicht für verrückt erklären und dir anraten, mich ins Tollhaus sperren zu

lassen?“ Dann kehrte er sich ab und befahl Frau Ursula, sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten zu bekümmern und ihn nicht immer mit dummem Geschwätz zu behelligen. So mußte denn die Müllerin ihren Kummer in sich selber verschließen und Trost bei demjenigen suchen, der alle Leiden des Menschenherzens kennt. —

In diesen Tagen fiel dem Müller eine Erbschaft von mehr als dreitausend Gulden zu, so daß er auf einmal wieder nicht nur ein geborgener, sondern ein wohlhabender Mann war. „Nun hast du Gelegenheit, dem Müller zu Sennwald das gestohlene Geld zurückzugeben. Tue es, und du bist auf einmal von deinen Peinen befreit und stehst nicht nur vor der Welt, sondern auch vor dir selber wieder rein und makellos da!“ mahnte der gute Engel in seiner Brust. „Wie wirst du das tun können, ohne zugleich dein Verbrechen zu gestehen? Tust du es, so mußst du dich schämen. Alle Welt wird dich als Schelm betrachten, und mit deinem Ansehen ist es für immer dahin!“ flüsterte ihm der Geizteufel zu. So kämpfte er denn täglich einen schweren Kampf, einen Kampf, der ihn fast aufrieb. „Ich will das Geld morgen schon zurückgeben“, faßte er in mancher Mitternacht den Entschluß. Graute dann aber der Morgen, so war der gute Vorsatz mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wieder verflogen. „Ein Narr, der ich wäre, mich selber als Dieb zu erklären, da doch kein Mensch um mein Geheimnis weiß! Soll ich mir auf Wegen und Stegen nachrufen und nachzischeln lassen: ‚Da geht der Müller, der dreitausend Gulden gestohlen hat‘? Nein, nie und nimmermehr!“ —

Am Abend des Othmaritages war's. In dem einige Stunden von der Mühle entfernten Städtchen war großer Markt gehalten worden. Mit Anbruch der Dämmerung trat Schneetreiben ein, so daß das schaulustige Volk sich schnell nach allen Richtungen zerstreute und der Heimat zustrebte. Die Knechte und Mägde aus der Mühle am Goldbach kamen zeitig nach Hause und saßen in der warmen Stube. Der Müller langte ebenfalls früher an als sonst. Er saß mit mürrischer Miene im Lehnstuhle beim Ofen und beteiligte sich wenig an den Gesprächen der Dienstleute, die von ihren Markterlebnissen erzählten. Frau Ursula, die ihren Leuten gerne eine Freude machte, weil sie wußte, daß diese das Band der Zusammengehörigkeit zwischen Gesinde und Herrschaft fester schlingt, klopfte ihrem Manne auf die Achsel und sagte: „Wir wollen die alten Bräuche nicht abgehen lassen und deshalb heute ‚öperlen‘, wie es am Othmarstage in der Mühle immer Sitte war. Was meinst du dazu?“ Der Müller nickte verdrossen

und schritt dann mit Begleitung eines Knechtes in den Keller, um dort an allen im Oktober mit neuem Birnen- und Apfelmöste gefüllten Fässern zu „kloggen“, das heißt, aus jedem derselben ein Krüglein voll herauszulassen. Er stellte die verschiedenen Sorten auf den Tisch, damit man sie kosten und vergleichen könne. Die Müllerin brachte einen frischen Laib Brot und eine Schürze voll Nüsse, und nun entwickelte sich unter munterer Rede, Essen und Trinken eine angenehme Fröhlichkeit, an welcher alle Hausgenossen Anteil nahmen und wobei alle Neuigkeiten, die man auf dem Markte gehört hatte, des weiten und breiten besprochen wurden.

„Der Hotterer aus dem Sennwald liegt in Fehde mit der Stadt St.Gallen, weil er gegen die Ungerechtigkeiten des Vogtes Zili auf Forsteck nirgends Recht finden konnte“, erzählte der Karrer, der aus dem Werdenbergischen stammte. „Die Bauern haben es von dem Adel gelernt, Absagebriefe zu senden und dann nach solchen Privat-Kriegserklärungen ihre Gegner auszuplündern und zu ermorden“, ergänzte der Schäfer Barthle und erwähnte des Hans Würzer von Amden, in dessen Haus er in jungen Jahren in Dienst gestanden und der sich mutterseelenallein an ein ganzes Land gewagt hatte. „Vier Jahre lang raubte er jeden Appenzeller oder Glarner aus, dessen er sich bemächtigen konnte, weil ihm erstere auf ihrem Zuge nach Chur einen großen Teil seines Vermögens weggenommen hatten. Wenn's der Hotterer ihm gleichtut, werden die St.Galler böse Tage erleben“, meinte er. „Ich selber habe den alten Würzer nicht mehr gekannt; aber sein Sohn erzählte mehr als einmal, wie sehr der Vater, dem man das Recht verweigerte und dessen Klagen man kein Gehör schenkte, gefürchtet gewesen sei und wie Frauen und Kinder zitterten, wenn sie nur dessen Namen hörten.“ – „Was wird's ihn nützen, den Hotterer, als daß er zuletzt auch um den Kopf kommt wie der Ulrich Rorbacher von Rheineck, der den Steinachern Absagebriefe schrieb, und wie der Friedrich Bull von Maggenau, der sich auch selber helfen wollte und sein Haupt auf den Block legen mußte.“

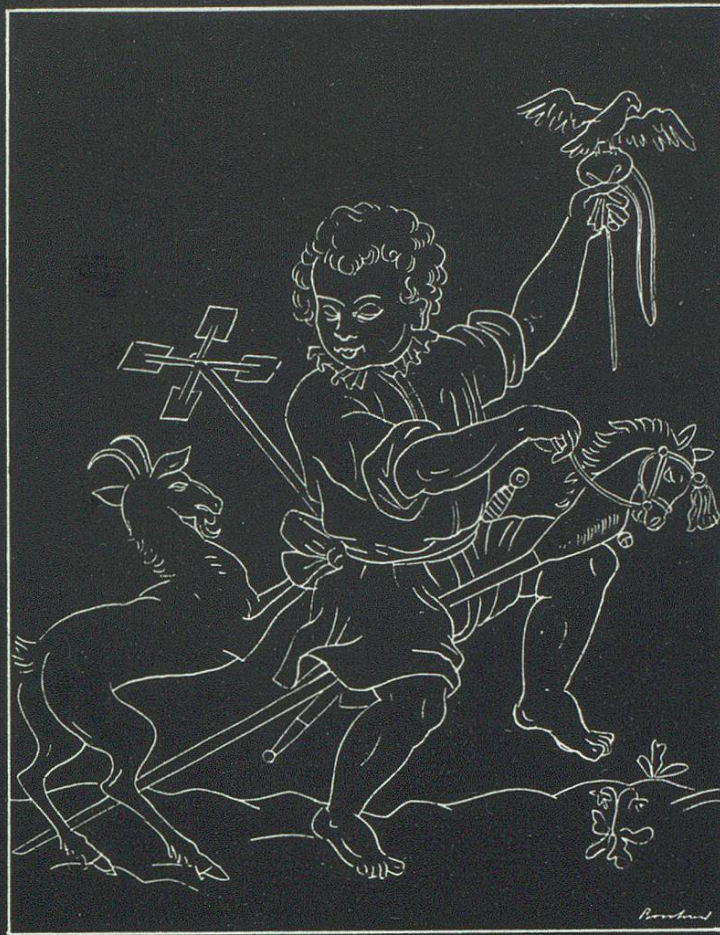
Laurenz Thalhofer hörte schweigend zu, dachte aber ebenfalls bei sich: „Ja, was wird's ihn nützen?“ Der Stein, den er hätte aufhalten können, war ins Rollen gekommen und drohte den Hotterer zu zerschmettern. „Wenn er dem Scharfrichter verfällt, so bist auch du an seinem Tode schuld.“ So mahnte die Stimme in seinem Innern. Das böse Gewissen ängstigte ihn noch lange, als schon alle Hausgenossen ihr Lager aufgesucht hatten. Unruhigen Schrittes ging er

in der Stube auf und ab und achtete nicht darauf, daß Mitternacht schon vorüber war. Er schaute auch nicht nach, ob die Haustüre schon geschlossen sei, wie er das sonst jeden Abend tat und wie er dieses Geschäft niemals einem andern überließ. Auf einmal hörte er draußen im Gange Tritte. Erschrocken horchte er auf. Wer mochte das sein? Ehe er zur Türe schreiten konnte, öffnete sich diese, und herein trat eine hohe Mannesgestalt und an deren Seite ein blasses Mädchen, beide durchnäßt von dem Schnee, der während des ganzen Abends gefallen war. Thalhofer nahm das Öllicht vom Tische und leuchtete den Ankommenden ins Gesicht. Betroffen prallte er zurück.

„Ihr braucht nicht zu erschrecken, Thalhofer, ich bin's, Hans Beck, genannt Hotterer, der Müller aus dem Sennwald, von dem Ihr wohl auch schon hörlet, daß ich den Burgern von St.Gallen, den verdammten Libethändlern und Pfeffersäcken, die mich durch ihren Vogt Zili ehr- und rechtlos gemacht haben, Krieg angesagt habe und der nun bei Euch für eine Nacht Herberge sucht.“ Er ließ sich am Tische nieder. Thalhofer schenkte ihm und Marie von dem noch bereitstehenden Most ein und schnitt jedem ein großes Stück Brot ab. Seine Hände zitterten. Der, den er um dreitausend Gulden gebracht, stand als Bettler vor ihm. Sollte er ihm das Geld zurückgeben? –

Der Hotterer begann zu erzählen, wild und polternd. „Erwürgen könnte ich den, der das Päcklein mit dem Gelde gefunden und mich zum Schelmen gemacht hat, ihn totschiagen wie einen räudigen Hund“, stieß er voller Wut heraus. „Wüßte ich nur, wo er zu finden wäre!“ Er begann seine Leidensgeschichte darzulegen, indes sein Töchterlein traurig neben ihm saß. „Nun aber will ich mich an den St.Gallern rächen“, bekräftigte er mit einem Schwur. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Haben sie mir das Recht versagt, so werde ich es mir nun selber holen und sie schädigen, wo ich kann, zum einzigen Mittel greifen, das mir übriggeblieben ist. Sengen, brennen, morden und rauben will ich, daß die, welche mir Unrecht getan und mich zum armen Manne gemacht haben, Tag und Nacht an mich denken sollen.“

Das Kind, von dem weiten Marsche ermüdet, war sanft eingeschlummert. Der Vater legte es auf die Ofenbank, und Thalhofer deckte es mit einem Teppich. Die ganze Nacht hindurch lärmte der Hotterer, so daß Frau Ursula, durch die lauten Worte aufgeweckt, herbeikam und den Sachverhalt erfuhr. Voller Mitleid brachte sie Maria, die in den nassen Kleidern fröstelte, in ein warmes Bett.



Das «Steckenpferd» des Erwachsenen kommt  
oftmals teurer zu stehen als ein richtiges  
Reitpferd im Stalle



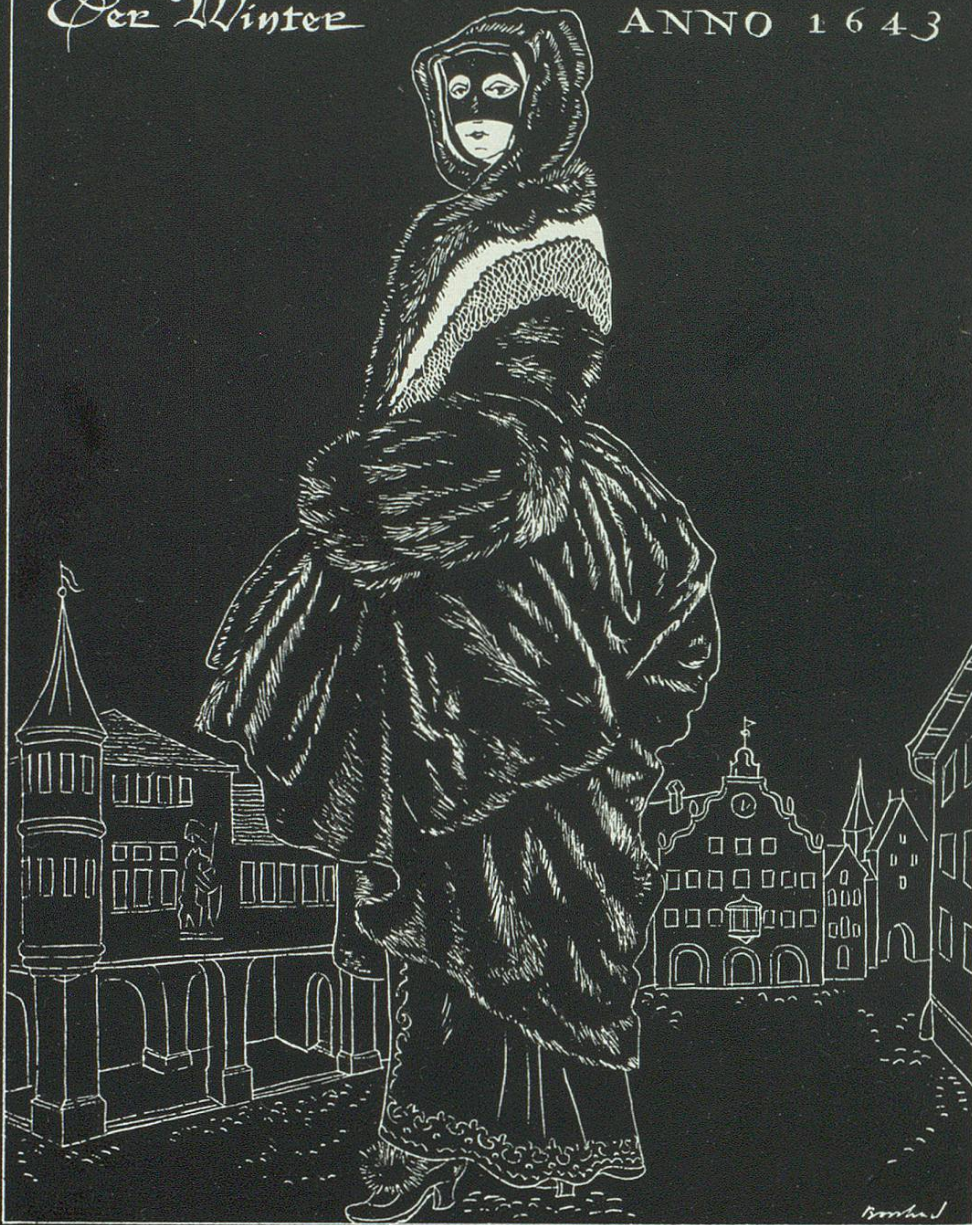
Das «Steckenpferd» des Kindes kauft man  
gut und vorteilhaft im «Scheggen»



SPIELWAREN  
HEINRICH ZOLLIKOFER  
ZUM SCHEGGEN  
MARKTGASSE 19

*Der Winter*

ANNO 1643



**VOCKA**

*PELZWAAREN*

MARKTGASSE 20

„Und nun?“ fragte Laurenz Thalhofer, als der Morgen durch die Butzenscheiben dämmerte.

„Nun werde ich meinen Rachezug antreten.“

„Tut es nicht“, beschwor der Müller den Wütenden. „Flüchtet Euch lieber ins Innere der Eidgenossenschaft, an einen Ort, wo man Euch nicht kennt, und verdingt Euch dort als Mühlenknecht.“

„Der Müller von Sennwald ist ein freier Mann und wird nie ein Knecht, nie, nie, nie! Er wollte sein Recht und will nun seine Rache.“

Vergebens waren alle Vorstellungen Thalhofers.

„Wenn ich Euch Geld anbiete, damit Ihr Euch wieder irgendwo selbsthaft machen könnt und ein ehrlicher Mann bleibt?“

„Ich will kein Geld, und ein Schelm bin ich ohnehin schon in den Augen der ganzen Welt. Mein Recht will ich, oder meine Rache!“

„Euer Töchterlein Maria aber bleibt bei uns“, sagte Frau Ursula, nachdem sie dem Tobenden, der seiner Sinne nicht mehr Herr zu sein schien, noch einmal eine große Summe Geldes angeboten hatte.

„Es soll nicht mit Euch durch die Welt irren und Euer ungewisses Los teilen. Wir werden es halten wie unser eigenes Kind, bis Ihr es von uns zurückfordert.“

Laurenz Thalhofer warf seiner Frau einen dankbaren Blick zu. Sie erleichterte seine Gewissensqual durch dieses Versprechen. In überquellendem Gefühle drückte ihr der Hotterer die Hand. „Gott lohne Euch Eure Güte, wie er alle die strafen möge, die an meinem Untergange schuldig sind!“ sprach er und verließ die Mühle am Goldbach, um sie nie wieder zu sehen. –

\*

Der Hotterer hielt, was er versprochen hatte; denn „er war“, wie der Chronist Vadian schreibt, „ein gar trutzlicher, fräfelner man, des man nun in allerlei unruw und schaden geworfen ward“. Das ganze Land bebte vor ihm, und wenn man auf den abgelegenen Höfen seinen Namen nannte, bekreuzigten sich Herr und Knecht. Auf Wegen und Stegen lauerte er den St.Gallern auf, überfiel sie aus dem Hinterhalt und raubte sie aus. Alles, was mit der Stadt St.Gallen zusammenhing, wurde von ihm angegriffen. In der Pfandherrschaft Sennwald ließ er mehreren, ihm feindlich gewesenen ehemaligen Nachbarn, die es mit dem Vogte hielten, den roten Hahn über die Dächer fliegen, daß nachts die Wolken in furchtbarer Beleuchtung am Himmel standen.



Im Appenzellerlande, im Rheintal und auch jenseits des Rheins lauerte er den Bürgern der Stadt St.Gallen auf und plünderte sie aus. Zur Sommerszeit trug er „Schwimmzeug“ bei sich, so daß er über den Rhein kommen konnte, wann und wo er wollte. Man schickte Späher und Häscher nach ihm aus, konnte aber seiner nie habhaft werden. Heute war er hier, morgen dort, überall und nirgends; denn an vielen Orten gab man ihm Unterschlauf, weil man seine Rache fürchtete. Die Bauern leugneten den Verfolgern beharrlich seine Anwesenheit, verbargen ihn auf Dielen und Heustöcken und wiesen die Gerichtsdienner auf falsche Fährte. In keiner Ortschaft stand man zusammen, um ihn festzuhalten und auszuliefern. „Hätte man's ihm nicht so schlecht gemacht, wäre er nie so schlecht geworden“, hieß es im Volksmunde. Was er erbeutete, teilte er mit den vielen armen Familienvätern, die er auf seinen Streifzügen antraf, und war deshalb in mancher Hütte ein nicht ungerne gesehener Gast und Übernächter. Man schimpfte mit ihm über die hohen Steuern und Abgaben und freute sich, wenn er's den Herren, den Hochmütlingen, recht eintränkte. Die Stadt St.Gallen beklagte sich über ihn bei den Eidgenossen und richtete an Herrn Jakob von Bodmen, den Vogt zu Feldkirch, ein dringendes Schreiben, den Hotterer, wo er immer könne, in seiner Vogtei jenseits des Rheines gefangenzunehmen. Alles Bitten und Mahnen hatte keinen Erfolg. Frei und unbehelligt flog der Raubvogel durchs Land.

Als auf einer Tagsatzung zu Zürich anhängiger Geschäfte wegen auch die Räte und Gesandten des österreichischen Herzogs Sigmund erschienen, wurde beschlossen: „Auf das Anbringen des Ratsfreundes unserer lieben Eidgenossen von St.Gallen wegen ihres Feindes, des Hotterers, der sie schädige, ist mit unseres Herren von Österreich Räten ernstlich geredet und beschlossen worden, zu besorgen und zu bestellen, daß genannter Hotterer und seine Helfer in allen Städten, Schlössern, Dörfern, noch sonst irgendwo sollten ‚enthalten, gehauset, gehofet, geätzt und getrenkt‘ werden, wie man ihnen auch nirgends Unterkunft bieten dürfe, sondern alles aufgeboden werden solle, sie zu ergreifen, damit ihnen geschehe nach ihrem Verdienen.“ Alles half nichts. Der Hotterer trieb sein Unwesen wie vor; man konnte ihn zwar wie einen wilden Eber in Wäldern und Klüften mit Jägern und Hunden hetzen, aber nicht erlegen. —

„In Lustenau findet der Hotterer bei einigen Haushaltungen immer Unterschlauf; dort ist er zu suchen, und dort wird man ihn

fangen können“, verbreitete sich in St.Gallen das Gerücht. In allen Zunftstuben und auf dem Markte sprach man darüber. „Immer und immer zieht er sich dorthin zurück, wenn er uns auf der Bleiche Tücher gestohlen hat“, behauptete der Bleichemeister. „Ein Lustenauer, dessen Namen ich aber nicht verraten darf, hat es mir selber gesagt.“ Heftig gäerte es in der Bürgerschaft. „Sind denn die Herren des Rates zu schwach, uns von dem Unhold zu befreien, oder müssen wir es selber tun?“ hallte es abends beim Becher. Der neuerwählte Bürgermeister, Hans Schürpf, konnte, nachdem vielfältige Warnungen an Herrn Marquart von Ems keine Besserung gebracht hatten, dem Sturme nicht mehr wehren. Am 2. Jänner 1475 zogen dreihundert St.Galler über die Egg nach Bernang und von dort über den Rhein nach Lustenau. Als sie den Hotterer nicht fanden, verbrannten sie dort etliche Häuser und führten einige Aufenthalter, von denen man sagte, sie haben dem Feinde Unterkunft geboten, als Gefangene mit sich. Man verhörte sie längere Zeit, mußte sie dann aber nach sechzehn Wochen aus Mangel an Beweisen wieder freilassen, nahm ihnen aber vorher das Gelöbnis ab, niemals etwas gegen die Stadt St.Gallen zu unternehmen. —

Von nun an besserte es jenseits des Rheins; dafür aber hätschelte man nun den Hotterer im Rheintal, in der Gegend um Altstätten mit den verschiedenen Dörfchen und Weilern sowie im Lande Appenzell. Überall versprach man Abhilfe auf „Bitte und Begeh“, konnte aber nichts ausrichten. Immerhin fand es der Hotterer für gut, das Land zu verlassen und sich nach Bayern, ins Allgäu zu wenden, wo er einen Mithelfer fand, genannt „der Weibel“. Die St.Galler erfuhren das durch ihre Späher und fahndeten auch im Auslande nach ihm. Weil der Weibel auch bei den Bürgern der Stadt Kempten schlimme Vergehen auf dem Kerbholz hatte, suchte man eifrig nach ihm und dem Hotterer.

In Kempten lebte zu dieser Zeit ein gebürtiger St.Galler, der Weber Konrad Sommeringer, „ein frommer, armer gsell“, dem man hundert Gulden bares Geld nebst dem Versprechen anerbote, daß es ihm, solange er leben werde, an nichts fehlen solle, wenn es ihm gelinge, den Hotterer auszuspähen und dingfest zu machen. Das waren für den unbemittelten Mann verlockende Aussichten; denn er dachte, wenn ihm das Unternehmen gelinge, sei er samt seiner Familie für alle Zukunft geborgen und habe von dem Hotterer nichts mehr zu befürchten, weil dieser für immer unschädlich gemacht werde. Er ver-

band sich mit einem seiner Bekannten, dem Gerber Kaspar Meier, den er als einen handfesten Burschen kannte, und gemeinsam suchten sie nun nach dem Geächteten. Sie dehnten ihre Streifzüge über die ganze Gegend aus und trafen den Hotterer eines Abends in einer Wirtschaft zu Landsberg am Lech. Er saß beim Wein, indes der Weibel, der sich sonst nie von ihm trennte, auf den Bettel ausgegangen war. „Er ist's, er ist's ganz sicher“, flüsterte Sommeringer seinem Helfer zu, „dort ist die Narbe an seiner Wange, die ihm vor Jahren ein Pferd geschlagen hat, das ist das sicherste Kennzeichen.“ Der Hotterer wollte aufspringen. Ehe er sich aber vollends erheben und zur Wehr setzen konnte, war er überwältigt und gebunden. Man legte ihn in Ketten in eine „Keuche“ und berichtete sofort nach St.Gallen. „Endlich haben sie den Hotterer erwischt und in Eisen geschlagen“, hallte der Jubel durch die Gassen. „Man wird ihm in Landsberg den Prozeß machen und ihm den Kopf vor die Füße legen; denn die Bayern sind scharfe Doktoren“, sagte der Remigi Forster aus Metten- dorf, der eben beim Schäfliwirt in der Metzgergasse hinter einem Halbmäßig Most saß. „Hoffentlich wird man den Bösewicht, der mir am Gallusmarkte die ganze Wirtsstube voll der besten Gäste anein- anderhetzte, so daß mir die meisten aus der Urte liefen, noch gehörig torturieren, ehe man das Stäbchen bricht“, entgegnete der Schäfli- wirt. „Übrigens sorgen unsere gnädigen Herren des Rates schon dafür, daß die Gerechtigkeit in unerbittlicher Weise ihres Amtes waltet. Heute morgen ist aus unserer Stadt als Abgesandter an das Gericht in Landsberg der Ratsherr Hans Brendler über Rorschach und Lindau verreist und vom Stande Zürich aus im Namen löblicher gemeiner Eidgenossen Herr Jakob Stapfer. Die werden ihn schon gehörig ad coram nehmen, den Schelm und Brandstifter.“

„Er ist nicht nur das, er ist auch ein Mörder“, fiel hier Galli Scheitlin aus der Webergasse ein. „Denkt an den Konrad Rütiner, den frommen und biderben Mann aus unserer Stadt, seines Handwerks ein Weber wie ich, den er, als derselbe nach Altstätten an den Wochen- markt ging, im Bruderwald ob Altstätten bei dem steinernen Kreuz angefallen und auf den Tod verwundet hat.“ –

So ging die Rede hin und her, traf aber bezüglich Strenge des Urteils das Richtige. Alles, was der Hotterer verübt hatte, wurde von dem St.Galler Boten aufgezählt und dabei auch der Bosheit gedacht, mit der er bei Nacht auf den Stadtbleichenen die ausgespannte Lein- wand freventlich zerschnitten habe, was noch schwerer wiege als

Diebstahl. Zuletzt schüttete Sommeringer vor dem Gerichte einen Sack voller Knochen und Schulterbeine jener Unglücklichen aus, die in den Flammen der von Hotterer angezündeten Häuser umgekommen waren. Schaudernd sah man die geschwärzten, angebrannten Gebeine und erkannte zu Recht, der Delinquent solle lebendig zu Asche verbrannt werden, was denn auch nach zwei Tagen unter großem Zulauf des Volkes geschah. „Dem Sommeringer gabend unser herren nachwertz die herrnpfrunt in irem spital sin leben lang mit großem dank, daß er ainer frommen stat St.Gallen disen schedlichen man anfallen und si von diser vecht und vindschaft erett hatt“, berichtet Vadian. Dem Kaspar Meier von Kempten, dem Freunde Sommeringers, schenkte man hundert Gulden. —

Damit hatte das Trauerspiel eines Verbrechers aus verlorener Ehre, eines Mannes aus dem Volke, der sich aus Verbitterung und Haß unbedacht und blindlings an eine ganze Stadt und an ein ganzes Land gewagt hatte und sich auf eigene Faust sein vermeintliches Recht durch Gewalttaten erzwingen wollte, für die Öffentlichkeit seinen Abschluß gefunden und dargetan, daß Böses immer noch Böseres zeugt.

\*

Jahre vergingen. Der Müller Laurenz Thalhofer war schwermütig geworden. Den ganzen Tag saß er in einer Ecke und starrte lautlos vor sich hin. Seit die Hinrichtung des Hotterers auch in der Mühle bekannt geworden, hatte es mit ihm geschlimmert. Zum Glücke war der Sohn Andreas so weit emporgewachsen, daß er dem Gewerbe aus eigener Kraft vorstehen konnte. Er tat es mit Fleiß und Geschick, so daß sich der Wohlstand mehrte. Der Vater kümmerte sich um nichts mehr. Er hatte genug mit seinem bösen Gewissen zu tun. Nur noch selten kam ein Wort aus seinem Munde. „Man muß stets ein wachsame Auge auf ihn haben, daß er sich kein Leid antut“, sagte der Physikus aus der Stadt, den man um Rat gefragt hatte. —

Maria, die Tochter des Hotterers, war der Sonnenschein des Hauses. Unermüdlich, freundlich, willig und treu ging sie der Müllerin bei jeder Arbeit an die Hand und wurde wie das eigene Kind gehalten. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Andreas sein Auge auf sie richtete. Als die Mutter das merkte, war sie auf einmal wie umgewandelt. „Nie und nimmer werde ich zugeben, daß du den Sprößling eines Hingerichteten heiratest“, sagte sie zu ihrem Sohne

und suchte nach einem Vorwand, die nun plötzlich so Verhaßte aus der Mühle zu entfernen. Sie redete in diesem Sinne auch auf den Vater ein. Teilnahmslos hörte er zu. Kaum aber vernahm er, daß Maria fort müsse und ihre zweite Heimat verlieren solle, kam Feuer in seine Augen, und mit fester Stimme entschied er: „Maria bleibt da und wird den Andreas ehelichen. Sie hat es um ihres Vaters willen verdient.“ Dann seufzte er wieder tief auf, brachte es aber auch jetzt noch nicht zu einem Geständnis dessen, was er an dem Hotterer verschuldet. Mehrmals wiederholte sich dieser Auftritt. Zankte nachher Frau Ursula mit ihm, so antwortete er beständig und hartnäckig mit dem kurzen Satze: „Maria muß dableiben.“ Bestand Frau Ursula auf ihrer Forderung, so fing er an zu toben, daß man glaubte, ihn an Ketten legen zu müssen. Nachher wurde er wieder ruhiger und sprach zu Andreas: „Maria soll deine Frau werden und als Müllerin in der Mühle am Goldbach schalten und walten. Laß dich von deinem Entschlusse nicht abwendig machen.“ Dankbar drückte Andreas dem Vater die Hand, worauf dieser wieder in düsteres Sinnen versank und die ganze Nacht ächzte und stöhnte.

Schon am folgenden Tage fand er unerwartet ein rasches Ende. In der Frühe des Vormittags machten sich auf Befehl des jungen Müllers zwei Knechte und ein Tagelöhner daran, einen der neben der Scheune stehenden Nußbäume zu fällen. Laurenz Thalhofer hörte die Hiebe der Äxte und das Sirren der Säge. Er erhob sich aus dem Lehnstuhle und trat hinaus zu den Arbeitern, um ihnen zuzuschauen. Der Nußbaum war ja der Baum, den man, einem alten Brauche folgend, am Tage seiner Geburt gepflanzt hatte, der nun aber aus irgend einer Ursache im Laufe der letzten Jahre abgestanden war und entfernt werden mußte. Rüstig ging die Arbeit vorwärts. Weil man aber zu tief in den Stamm hineingesägt und das drückende Gewicht der weit ausladenden Äste nicht berechnet hatte, riß und knirschte es auf einmal, der Baum zitterte, drehte sich und wankte.

„Flieht! Flieht!“ schrie Andreas mit angsterfüllter Stimme. „Um Gottes willen flieht!“ Die Mägde und Kinder kreischten. Der schwerhörige Tagelöhner Wendelin, der zuäüßerst im Bereiche der fallenden Krone stand, vernahm den Ruf zu spät. Ein mächtiger Krach, und der Baum stürzte zu Boden. Im entscheidenden Augenblicke kam der Retter. Laurenz Thalhofer sprang hinzu, stemmte sich mit seiner jetzt noch riesigen Körperkraft gegen den Stamm und gab dadurch dem fallenden Baume eine andere Richtung. Der Tagelöhner Wendelin,

der Vater von neun unmündigen Kindern, war gerettet, der Müller aber lag zerschmettert am Boden. Man zog ihn unter dem Stamme hervor und trug ihn ins Haus. Er war bewußtlos und blutete aus Mund und Ohren. Auf einmal kam er wieder zu sich und schlug die Augen auf. Mit matter Stimme flüsterte er Andreas zu: „Im Troge – rechts – verborgen – Hotterer – Gott sei – mir gnädig.“ Wieder quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde. Der Baum hatte ihm den Brustkasten eingedrückt. – Noch ein tiefes Stöhnen, und seine Seele war entflohen. Zwei Tage nachher trug man ihn zu Grabe. „Er war zeitlebens ein wackerer, unbescholtener Mann“, hieß es von ihm. Daß er das leider nicht gewesen, bewies das Geheimnis, das sich enthüllte, als Frau Ursula und Andreas den Trog droben in der Firstkammer untersuchten. Sie räumten alle darin liegenden Urkunden und Briefschaften aus, fanden aber nichts, das über die letzten Worte des Sterbenden hätte Aufschluß geben können.

„Rechts – verborgen – Hotterer“, wiederholte Andreas und tastete mit der Hand die innere rechte Wand des schweren, eichenen Troges ab. Auf einmal fühlte er eine kleine, in das Holz eingeschnittene Kerbe und legte die Fingerspitze hinein. Er konnte einen in das Holz eingelegten, eichenen Riegel zurückstoßen. Derselbe bewegte sich nur schwer in der ihm gehöhlten Bahn, gab aber schließlich doch nach. Nun konnte er ein sorgfältig eingepaßtes Brettchen herausheben und dann eine kleine, in die dicke Seitenwand eingelassene Schublade herausziehen. Sie war leer. Enttäuscht sahen sich Mutter und Sohn an.

„Halt, was ist das?“ sagte Andreas. Er fühlte an der rechten Seitenwand des Faches, worin die Schublade gesteckt hatte, abermals in die Kerbe. Wieder konnte er einen Riegel zurückschieben und ein Brettchen herausziehen. Eine hohe, schmale Höhlung kam zum Vorschein. Was mochte darin enthalten sein? Er griff hinein und zog ein mehrfach zusammengefaltetes, großes Pergamentblatt mit abgerissenen Siegeln heraus. „Bürgermeister-Amt löblicher Stadt St.Gallen“, war auf allen Siegeln deutlich zu lesen. Er entfaltete den Bogen. Es war die Hülle eines Paketes. Die Adresse lautete: „An unsern lieben, getreuen, wohlledeln und edelfesten Obervogt Heinrich Zili in Sax. Zu bestellen durch den Müller Hans Beck im Sennwald. Wert dreitausend Gulden.“

„Sonderbar!“ sagten Mutter und Sohn zugleich. „Wie kam der Vater dazu, diesen Umschlag hier zu verbergen?“ Frau Ursula sank

erbleichend auf einen Stuhl. Ein entsetzliches Licht ging ihr auf einmal auf. Die innere Seite des Pergaments enthielt die Lösung des furchtbaren Rätsels. In klaren Worten, von des Vaters eigener Hand, in ungelinken Schriftzügen geschrieben, stand die Selbstanklage: „Der Hotterer hatte das Geld verloren. Ich habe es gefunden und für mich behalten. Als ich es zurückgeben wollte, war es zu spät. Verflucht mich nicht. Ich habe viel gelitten. Gott sei meiner armen Seele gnädig.“ –

„Barmherziger Himmel“, schluchzte die Mutter, „so trug denn auch der Vater Mitschuld, daß der Hotterer auf falsche Bahnen geriet, und Maria, die ich aus dem Hause stoßen und dir entziehen wollte, wußte nichts von der entsetzlichen Schuld, die auf uns liegt.“

„Sie weiß nichts davon und soll niemals etwas davon erfahren“, entgegnete Andreas. Sie soll als liebe und getreue Ehefrau glücklich sein und alles, was hinter uns liegt, vergessen. Mutter, seid Ihr damit einverstanden und gebt Ihr jetzt das Jawort zu unserm Lebensbunde?“

„Gott sei mit euch!“ antwortete Frau Ursula, führte den Sohn hinunter in die Stube und legte dessen Hand in die seiner Maria. –

Das verhängnisvolle Pergamentblatt mit dem Geständnis des Vaters wurde vernichtet. Die Genugtuung, welche für die Vergehen des Hotterers und Laurenz Thalhofers die Müllersleute am Goldbach sich auferlegten, bestand nach damaliger Sitte in Almosen, in Opfern für die Seelen der beiden Dahingeschiedenen und in Errichtung eines steinernen Kreuzes am Heerwege unweit der Mühle. – Aus dem Schutte von Irrtum und Sünde der Väter blühte bei Gebet, treuer Arbeit und rechtschaffenem Sinne die Blume häuslichen Friedens und stillen Glückes empor, nicht eine strahlende Rose, sondern eine ernste Passionsblume, aber immerhin eine Blume, für deren Leuchten sie dem Himmel alle Tage dankbar waren. –



Aus Imre Reiner « Typo-Graphik »  
Verlag Zollikofer & Co., St.Gallen



« Melser Madonna »  
Holzplastik  
16. Jahrhundert  
Historisches Museum